

Ascher & Co

Redaktion, Administration u. Druckerei: Kolowratgasse Nr. 11. Unfrankierte Briefe werden nicht angenommen...

Neue Freie Presse. Morgenblatt.

Abonnement für das Inland: Bei dem einm. Postverordn. Ganzj. K. 24, halbj. K. 12. Abonnement für das Ausland: Bei uns (Kreuzband-Versand) Deutschland...

Nr. 15471. Wien, Dienstag, den 17. September 1907.

Wien, 16. September.

Die lange angekündigte Enzyklika des Papstes Pius X. über den Modernismus in der katholischen Wissenschaft ist heute veröffentlicht worden. Sie bietet eine Art praktischer Ergänzung des Syllabus...

Der Zweck der Enzyklika ist die Unterdrückung der modernistischen Bewegung. Der Papst begnügt sich nicht mit der Einleitung, die sie verdammt. Er schreibt auch für die ganze katholische Welt die Mittel vor...

Denunziation wird bis in das Innerste des persönlichen Verkehrs hineingetrieben und ein Zustand der moralischen Verleugung erzeugt. Man wird gewiß kein Mittel des Aushorchens, der Spionage und der jesuitischen Kniffe gegen den Verdächtigen unangewendet lassen...

Die heutige Nummer enthält: „Verkehrs- und Industrie-Zeitung“. Ein Versuch zur Feststellung des normalen Güterwagenbedarfes der Eisenbahnen.

Die 86. Fortsetzung des Romans „Die Liebe Daria Lantes“ von Richard Voss. Seite 23.

Fenilleton.

Schurl.

Von Hermann Schr.

„Komm, Schurl,“ sagte sie, „laß ihn, der Gescheiterte gibt nach!“ Und sie nahm das zappelnde, kläffende, pustende Tier und trug es fort.

Manz zu zahlen. Er wußte noch einige Beispiele und berief sich auf das öffentliche Wohl, dem einzelne Launen und Neigungen weichen müssen.

Tiere gewiß nicht. Aber für den Menschen doch, nicht? Im Ganzen der Welt, im Schwalle der Billionen Jahre, im ewigen Fluße der talenden Zeit — gewiß, was bin ich da?

füße. Der Papst wendet sich gegen die menschliche Neugierde und den Stolz des Individualismus. Das wird kein Klug aus den Menschen austreiben. Neugierde war stets die Triebkraft der größten Errungenschaften des menschlichen Geistes, und sie kann der Theologie so wenig fehlen wie jeder anderen Wissenschaft. Den Feldzug gegen die Neugierde muß der Papst verlieren; sie ist stärker als jeder Bann und wird bleiben, so lange Menschen suchen, denken und lehren. Die römische Kurie ist so abseits von dem, was die heutige Gesellschaft erfüllt, daß ihre Sprache einen Hauch von Moder ausströmt und kaum mehr verständlich ist. Aber schon Christus hat gesagt: Lasset die Toten ihre Toten begraben.

Der Brief Björnsons gegen den Grafen Apponyi.

Zuschrift vom Grafen Friedrich Schönborn, Erstem Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofes.

Wien, 16. September.

Gehrte Redaktion!

Das gestrige Abendblatt der Neuen Freien Presse enthält das Schreiben, durch welches Herr Björnson die Teilnahme an dem Friedenskongress in München abgelehnt hat. Gestatten Sie mir, so bald als möglich, an derselben Stelle, welche die eigentümliche Neuerung des berühmten norwegischen Dichters enthält, darauf zu antworten. Ich fühle mich zu dieser Antwort berechtigt, ja verpflichtet als Kollege, als Mitglied des Haager Schiedsgerichtshofes, dem auch der von Herrn Björnson Björnstjerne angegriffene Graf Apponyi angehört. Es heißt jede halbwegs wirksame Friedensbewegung in Frage stellen, ja, ad absurdum führen, wenn wir damit anfangen, nur mit politischen Gesinnungsgegnern arbeiten zu wollen oder, umgekehrt, wegzubleiben, weil bei einer Versammlung ein Friedensfreund erscheinen könnte, dessen politische Haltung wir nicht billigen können. Wie weit Herr Björnson Björnstjerne in dieser Richtung gehen möchte, weiß ich allerdings nicht. Er hat seinem Briefe eine starke Dosis von jener „Indignation“ beigegeben, welche den „Verus“ machen soll, dafür aber jene Klarheit verschmätzt, welche das Existenzminimum des Politikers ausmacht. Er bedankt sich in fast überschwenglicher Höflichkeit für die Einladung, richtet aber gleich darauf einen „Angriff“, wie er nicht stärker gerichtet werden kann, gegen die Mitglieder der Konferenz, oder doch die maßgebenden, tonangebenden Mitglieder, das heißt jene, welche dort als Friedensapostel auftreten, und dabei zu Hause das Handwerk der Volksquälerei treiben — oder doch ruhig zusehen. Wen und wie viele er meint, weiß ich nicht. Es wird wohl nicht einen Menschen geben, der nicht schon einmal „zugesehen“ hat, wie Unrecht begangen worden ist, sei es in Form der Unterdrückung des Volkes, sei es in anderer, ebenso empfindlicher Weise. Der einzelne kann eben nicht immer und überall dabei sein und kann überhaupt gar nicht versuchen, alles Unrecht gulgumachen. Wenn der Dichter den ganzen Kongress, ja so ziemlich die ganze Welt brüskiert und ihr den Rücken kehrt, so ist das seine Sache. Er meint, man solle „mit voller Kraft die Moral des Krieges niederringen“, sonst sei der Kampf gegen den Krieg vergeblich. Das ist wieder nicht ganz klar, doch ich darf vielleicht so interpretieren, daß damit die Moral gemeint ist, welche zum Kriege führt, mit anderen Worten: das Recht des Stärkeren. Ich weiß nicht, welche Moral und welches Recht gesiegt hat oder in Erscheinung getreten ist, als die Norweger, die Landsleute des gereizten Dichters, die Friedensliebe und die militärische Schwäche eines väterlichen Monarchen benutzten, um sich von Schweden loszureißen; nach meiner Auffassung ist bei diesem Gemaltakte eher das Recht und die Moral des Friedens als die Moral

des Krieges zu Schaden gekommen. Diese meine Ansicht würde mich aber nicht hindern, mit norwegischen Friedensfreunden als solchen zu verkehren und gemeinsam tätig zu sein. Als vor wenigen Jahren der Friedenskongress in Wien tagte, hat mich der Umstand, daß weitläufig die meisten versammelten Herren als Politiker radikalen Parteien angehörten, nicht gehindert, teilzunehmen, obwohl ich ein alter Konservativer bin. Auch Graf Albert Apponyi erschien damals und hielt die Versammlung unter dem Zauber seiner glänzenden Beredsamkeit. Ich selbst hörte ihm mit großem Vergnügen zu; seine Rede enthielt auch nicht einen Satz, der irgend einem Parteistandpunkt, einer politischen Gesinnung oder einem nationalen Gefühl zu nahe getreten wäre. Die Wahrheitsliebe nötigt mich, das zu erklären, wobei ich mir vollständig des großen politischen Gegenjokes bewußt bin, der mich von dem Grafen Apponyi trennt. Es sollte doch unter Friedensfreunden und gebildeten Männern als selbstverständlich gelten, daß man, zu gemeinsamer Arbeit berufend, die Gegensätze ruhen läßt. Herr Björnson Björnstjerne aber meint, er würde, mit Graf Apponyi in einem Saale befindlich, nicht eher ruhen, bis er entfernt wäre. Nun, wenn Graf Apponyi nicht ohne Grund meinen würde, er habe dasselbe Recht, zu bleiben, wie Herr Björnson, so bliebe letzterem nichts anderes übrig, als bei der Natur des Grafen wahrscheinlich vergebliche Versuch, ihn hinauszumüssen. Natürlich alles in majorem gloriam pacis! In vorzüglicher Hochachtung Graf Friedrich Schönborn.

Die Zuschrift des berühmten norwegischen Dichters Björnson an den Internationalen Friedenskongress in München, gegen die sich obiges Schreiben des Präsidenten Grafen Friedrich Schönborn an unser Blatt richtet, hatte folgenden Wortlaut:

Die Einladung, welche ich von einer so vornehmen Gesellschaft erhalten habe, ist sehr ehrend und um so ehrender, als die Einladung von Ihnen stammt. Allein das kann mich nicht abhalten, daß ich gegen die Mitglieder der Friedenskonferenz einen so heftigen Angriff richte, wie er nicht stärker gerichtet werden kann. Jene Herren, welche dort als Friedensapostel auftreten, treiben zu Hause das Handwerk der Volksunterdrückung und Volksquälerei, oder sie sehen ruhig zu, daß andere es treiben. Wenn sie nicht mit voller Kraft die Moral des Krieges niederringen wollen, ist der Kampf gegen den Krieg vergeblich. Und wenn sie nicht bei sich selbst anfangen wollen, sondern vielleicht Märtyrer für die Idee finden möchten, dann ist es nicht notwendig, daß sie sich auf internationalen Versammlungen als Friedensapostel verherrlichen lassen. Wenn zum Beispiel Graf Albert Apponyi, welcher jetzt in Ungarn Unterrichtsminister und in dieser Eigenschaft ein schändlicher Bedränger der Slaven ist, als gewählter Abgeordneter seiner Nation auf dem Kongresse erschienen und auch ich dort wäre, würde ich alles aufbieten und nicht eher ruhen, bis er aus dem Saale entfernt wäre.

Die Verhandlungen über den Ausgleich.

Wien, 16. September.

Reise des Grafen Julius Andrássy nach Wien.

Die Meldung des heutigen Tages ist die Reise des Führers der Verfassungspartei im ungarischen Ministerium, des Ministers des Innern Grafen Julius Andrássy, nach Wien. Diese Reise fällt mit einem Zwischenfall zusammen, der sich in der heutigen Konferenz der beiden Ministerpräsidenten ergeben hat. In dieser Konferenz handelte es sich um die Quoten- und um die Banfrage, und bei diesem Anlasse stellte der ungarische Ministerpräsident Dr. Bekerele eine Forderung, die schon in den früheren Stadien der Ausgleichsverhandlungen von österreichischer Seite zurückgewiesen worden ist. Das bringt eine Verzögerung im Abschlusse des Ausgleiches hervor. In diesem Moment, in welchem die letzte Entscheidung

fallen soll, erscheint Graf Julius Andrássy in Wien, wo sich bereits fast alle Parteiführer, die Mitglieder der Regierung sind, befinden. Daraus geht hervor, welche Bedeutung der jetzt zu treffenden Entscheidung zugeschrieben wird.

Bedeutung der Reise des Grafen Julius Andrássy nach Wien.

(Von unserem Budapestener Korrespondenten.)

Es zeugt für den außerordentlich ernsten Charakter der Verhandlungen, welche im Laufe des heutigen Tages über den Ausgleich stattfanden, daß dieselben fast ausschließlich von den beiden Ministerpräsidenten unter vier Augen geführt wurden. Noch mehr hervorgehoben wird die Bedeutung der gegenwärtigen Besprechungen durch den Umstand, daß der Führer der Verfassungspartei, Minister des Innern Graf Julius Andrássy, für morgen früh in Wien erwartet wird. Offenbar handelt es sich nicht mehr um die wirtschaftlichen Detailfragen, welche bisher so viel Mühe erforderten, sondern ausschließlich um jene großen politischen Fragen, die dem Abschlusse eines Ausgleiches noch im Wege stehen: um die Aufgabe, die endgiltige Bilanz des ganzen Ausgleichswerkes aufzustellen. Nimmt man noch hinzu, daß Ministerpräsident Dr. Bekerele morgen vormittags um 11 Uhr von Sr. Majestät in Privataudienz empfangen werden wird — zum zweitenmal seit der Eröffnung der diesmaligen Verhandlungen — so gewinnt man daraus einen Eindruck darüber, wie wichtig die Entscheidungen sind, die bevorstehen. Man war in den ungarischen Kreisen geneigt, die bevorstehende Ankunft des Grafen Andrássy als ein günstiges Zeichen zu deuten und so aufzufassen, als ob Graf Andrássy hieher geladen worden wäre, um zu den von der Regierung eingegangenen Engagements auch seinerseits seine Zustimmung zu geben. Die morgige Audienz des Ministerpräsidenten Dr. Bekerele scheint jedoch darauf hinzuweisen, daß man noch nicht so weit gekommen ist und daß noch immer Schwierigkeiten bestehen, die ihrer Ausgleichung harren. Die Teilnehmer an den Ausgleichsverhandlungen versichern wohl, daß selbst in dem Falle, wenn sich die Hoffnung auf eine Fertigstellung des Ausgleiches morgen oder übermorgen noch nicht verwirklichen sollte, der Faden der Unterhandlungen keineswegs reißen würde, gerade aus dieser Versicherung scheint jedoch hervorzugehen, daß man noch nicht unmittelbar vor der Einigung steht.

Wie es scheint, hat man auf beiden Seiten die Hartnäckigkeit, mit welcher die Regierungen ihren Standpunkt verteidigen, unterschätzt. Man dachte in den letzten Tagen, daß es, nachdem die ungarische Regierung sich in eine Diskussion über die Frage der Quotenerhöhung eingelassen hat, trotz der Versicherung, daß Ungarn dafür vollständige Kompensationen fordere, nicht mehr viel Mühe verursachen werde, auch wirklich eine Vereinbarung in dieser Frage zu Stande zu bringen. Diese Hoffnung hat sich jedoch nicht verwirklicht. Obgleich zahlreiche Alternativvorschläge zur Überbrückung der bestehenden Schwierigkeiten angeregt wurden, ist es doch bisher nicht gelungen, eine solche Lösung zu finden, welcher beide Regierungen ihre Zustimmung geben könnten. In einer Beratung der ungarischen Minister, welche spät abends stattfand und in welcher Ministerpräsident Dr. Bekerele über das Resultat seiner Besprechungen mit dem österreichischen Kabinettschef Bericht erstattete, soll sogar, wie aus zuverlässiger Quelle verlautet, zu Tage getreten sein, daß alle jene Kompromißmöglichkeiten, zu welchen Oesterreich bereit wäre, vom Standpunkt Ungarns und der ungarischen Regierung unannehmbar sind.

Man erblickt darin allerdings keinen Grund, die Hoffnung aufzugeben, daß der Ausgleich zu Stande

nicht. Oder man kann auch sagen: er beißt nicht, aber er beißt mich. Nicht wahr, Kind?

Sie ließ sich nicht reizen. „Du weißt ganz genau, wie ich es meine. Wenn man sagt, daß ein Hund nicht beißt, meint man nicht —“

„Meint man nicht, daß er nicht beißt?“

„Meint man nicht, daß er nie beißt, sondern nur, daß er nicht die Gewohnheit hat, anzugreifen. Jedes Tier, das so gereizt wird, wie der Schurl von dir, beißt. Und es hat recht. Man quält ein Tier nicht so grausam!“

Er fing zu lachen an. „Wenn dich jemand hören würde! Reizen, quälen, grausam — ich erschrecke selbst vor mir, wirklich! Was ist denn aber geschehen? Also bitte, sag! Was ist geschehen? Worin besteht mein Reizen und mein Quälen? Bitte, sag's! Denn ich ... ich weiß es nicht, wirklich.“

Jetzt konnte sie sich nicht mehr halten. „Heinrich, du bist doch zu verlogen.“

„Ich weiß es nicht.“

„Du behauptest, daß du es nicht weißt?“

„Ich weiß es nicht. Bei Gott!“

„Bei Gott?“

Jetzt wurde wieder er wütend. „Also sag' es doch! Warum sagst du's nicht? Ich will endlich einmal meine Grausamkeit beim Namen hören. Also: Was geschieht dem Schurl, was tu ich ihm? Du kannst es doch sagen!“

Sie hob den Finger und zeigte es. „Du streichst immer den Finger aus.“

Er gab es zu. „Ich strecke bisweilen den Finger aus.“

„Ich leugne nicht. Darf man das nicht?“

„Nun zog sie mit dem Finger einen kleinen Kreis.“

„Aber du streichst nicht bloß den Finger aus, sondern du ziehst mit dem Finger einen kleinen Kreis.“

Jetzt zog auch er mit dem Finger einen kleinen Kreis.

„Gut. Ich ziehe mit dem Finger einen kleinen Kreis. Und?“

Sie sagte drohend: „Um seine Nase.“

Er sagte unschuldig: „In der Luft.“

„Vor seiner Schnauze.“

„In der Luft. Er kann es gar nicht spüren.“

Sie fuhr los: „Aber es macht ihn halt nervös.“

Er lachte bestrebt. „Ja, liebes Kind, wenn ich gleich schnappen wollte, so oft mich was nervös macht, ich hätte schon die ganze Menschheit totgebissen.“

Sie fragte schnell, gehässig: „Mich auch?“

Er antwortete schnell, höhnisch: „Dich längst. Dich zuerst.“

Dann ging er auf sie zu und sagte: „Dummes Mädel!“

Sie sagte: „Ich hab' dich lieb.“

„Also, warum streiten wir? Ist der Köter das wert?“

Sein Vater muß ein Mops, die Mutter eine Qualle gewesen sein.“

Sie entschuldigte: „Es kommt doch nicht auf die Rasse an.“

„Aber er sieht wie die Wasserleiche eines Maulwurfs aus.“

„Es kommt doch nicht auf die Schönheit an.“

„Sondern?“ Und er sah sie neugierig an.

Zögernd sagte sie: „Sondern auf den Charakter.“

„Sein Charakter besteht darin, daß er mich beißt.“

Sie sprang auf. „Bang doch jetzt nicht noch einmal an!“

Er ging ihr nach. „Wenn du nicht aufhörst, muß ich wieder anfangen.“ Er war ihr jetzt überlegen.

Sie wollte nichts mehr sagen, mußte aber doch. „Du magst das arme Tier bloß nicht, weil ich es gerne habe!“

„Ach so.“ sagte er, „ich bin eifersüchtig.“

„Ja.“ sagte sie leise. „Auf alles, was vor dir in meinem Leben war. Das soll nun alles nicht mehr sein.“

Seine Stimme war hart und stieß wie mit einem Messer zu. „Soll es auch nicht. Nichts soll mehr sein.“

Sie neigte sich. Aber ganz leise sprach es aus ihr: „Du bagegen, du hütetest deine Vergangenheit wie einen alten Schatz.“

„Ja.“ sagte er, „ich gebe nichts zurück, was ich mir einmal nahm. So bin ich. Und so, als den immer Fordernden, niemals Verzichtenden, gerade so hast du mich lieb.“

Und von ihr kam der Haß zurück: „Ich hab' dich lieb.“

Sie schwiegen. Im Zimmer war es schon schwarz. Sie stand am Fenster. Die Bäume und drüben der Berg waren merkwürdig groß und breit verwandelt; sie kannte sie gar nicht. Lange schwiegen sie.

Dann sagte sie: „Das geschickteste wird sein, ich gebe das Tier weg. Ja, ich will es weg geben. Ich trenne mich von ihm.“

„Aber nein.“ sagte er gleichgiltig. „Was fällt dir ein? Und warum denn? Nein, nein! Ich will kein ... Opfer!“

„Nein?“ sagte sie.

„Nein, mein Kind!“

Sie konnte kaum mehr sagen: „Ja, dann — wenn du kein Opfer willst!“

„Nein. Und wozu denn? Was kann mir schließlich geschehen? Das Biest wird einmal die Hundswut kriegen, beißt mich und ich werde toll. Sicher. Aber was macht's? Jrgendwie muß man schließlich. So oder so.“

Sie gingen aus dem Zimmer, zum See.

II.

Er kaußte nach ihr. Sie rief den Hund. Dann hörte er sie den Kahn abbinden. Ihm wurde bang. Er schlich ihr nach. Und schon hatte er das andere Boot gelöst und war neben ihr, die den winselnden, stöhnenden Hund, entschlossen, ihn zu ertränken, unfähig, es zu tun, in den Armen hielt und weinte. Er nahm ihr das fleischende, sturrende Tier ab, um es, zärtlich streichelnd, zu hegen, und zog sie zu sich auf die Bank. Sie konnten nichts sagen, sie preßten sich nur an. Der Hund entwischte und kroch zum Steuer. Als sie aber den starken Mann aufschücheln hörte, mußte sie noch mehr weinen. Und sie sagte: „Verzeih mir doch, verzeih!“ Um nicht aufzuhäulen, weil er sich schämte, brüdete er ihr so seine Nägel ins Fleisch, daß sie schrie. Er schämte sich, und um nicht zu weinen, fing er zu husten an, verließ sie, trat zur anderen Bank, nahm die Ruder, und nun hörten sie nur diese schweren, gleichmäßigen, im stillen Wasser aufstosenden Schläge und manchmal ein leises Pfeifen in den Riemen.

Kommen wird. Daß morgen von den neun ungarischen Ministern sechs in Wien anwesend sein werden, zeigt jedenfalls, daß man auf ungarischer Seite alle Anstrengungen macht, um der Schwierigkeiten schon jetzt Herr zu werden. Würde man nicht die Absicht haben, womöglich zu einem Resultat zu gelangen, so würde man wohl nicht alle maßgebenden Mitglieder des ungarischen Kabinetts hier versammelt haben. Aber das Problem ist eben noch zu lösen.

Insbepondere die Ankunft des Grafen Julius Andrássy deutet darauf hin, daß entscheidende politische Entschlüsse von großer Tragweite unmittelbar bevorstehen. Nach der Ankunft Andrássy werden morgen die Führer sämtlicher der Koalition angehöriger Parteien in der österreichischen Hauptstadt versammelt sein. Nachdem die Verhandlungen, die das ganze wirtschaftliche Verhältnis der beiden Staaten umfassen, ihrem Ende entgegengehen, mußte in den Beratungen der beiden Ministerpräsidenten naturgemäß jener wichtigste politische Gesichtspunkt auftauchen, in welcher Weise die beiden Regierungen ein wirksames politisches Engagement zur praktischen Durchführung der Regierungsvereinbarungen eingehen können. Die Verhältnisse im ungarischen Parlament, wo bekanntlich die Mehrheit von einer Koalition verschiedener Parteien gebildet wird, lassen es als unmöglich erscheinen, daß der Kabinettschef allein ein solches politisches Obligo eingehe, wie dies unter normalen Verhältnissen wohl der Fall zu sein pflegt. An diesem Obligo müssen auch diejenigen teilnehmen, die außer dem Ministerpräsidenten dazu berufen sind, insbesondere auch sämtliche Staatsmänner, die an der Spitze der zur Mehrheit gehörigen Parteien stehen. Es ist bekannt, daß diese Führer der Koalitionsparteien auch Mitglieder des Kabinetts sind. Die Führer der Unabhängigkeitspartei, Graf Apponyi und Franz Kossuth, und der Führer der Volkspartei, Graf Adar Zichy, haben an den Verhandlungen auch bisher teilgenommen. Der einzige Parteiführer, der sich den Verhandlungen bisher fern hielt, ist der Führer der Verfassungskartei, Graf Julius Andrássy, der an der Spitze einer aus 80 Mitgliedern bestehenden großen parlamentarischen Gruppe steht. Nicht in seiner Eigenschaft als Minister, sondern in seiner Eigenschaft als Führer der Verfassungskartei kommt nun Graf Andrássy hierher, um an den entscheidenden Verhandlungen teilzunehmen. Wie auch diese Verhandlungen ausfallen sollten, die Entschlüsse, zu welchen man gelangen will, werden, wenn sich ihnen alle Parteiführer anschließen, in einer für sämtliche Parteien bindenden Form zu stande kommen. Besondere Wichtigkeit hätte dies in dem Falle, wenn es gelingen würde, den Ausgleich zu stande zu bringen, denn in diesem Falle wäre der Ausgleich vor dem Schicksal des Banffy-Badentschen oder des Szell-Koerberischen Ausgleiches bewahrt. Wenn die sofortige Fertigstellung eines Ausgleiches sich derzeit als unmöglich erweisen sollte, wird es nicht zu einem Abbruch der Verhandlungen kommen, und man wird auch in diesem Falle den Versuch machen, in einer späteren Besprechung die Schwierigkeiten zu beseitigen.

Ein neuer Zwischenfall im Ausgleich.

Der heutige Nachmittag wurde nahezu ausschließlich zu einer Konferenz der beiden Ministerpräsidenten verwendet. Die Beratungen des österreichischen und des ungarischen Ministerpräsidenten dauerten mehr als vier Stunden. Von den übrigen Teilnehmern der Ausgleichsverhandlungen war niemand anwesend. Die Ministerpräsidenten waren allein und führten die Beratung ohne Zeugen. Nach dem Abschluß der Konferenzen verlautele jedoch, daß sich heute in den Ausgleichsverhandlungen ein neuer Zwischenfall ergeben habe. Von seiten des ungarischen Ministerpräsidenten wurde nämlich eine

Forderung erhoben, die schon im Laufe der Verhandlungen wiederholt aufgetaucht ist und stets zurückgewiesen wurde. Dieses Zurückgreifen auf eine Phase der Verhandlungen, von der man bereits geglaubt hatte, daß sie der Vergangenheit angehöre, hat in der heutigen Konferenz eine neue Schwierigkeit hervorgerufen. Man hofft zwar, daß diese Differenz in den nächsten Tagen wieder verschwinden wird. Durch diese Forderung des ungarischen Ministerpräsidenten wird aber der Abschluß des Ausgleiches verzögert, den Ungarn, wie von allen Seiten zugegeben wird, dringend braucht.

Ueber den heutigen Zwischenfall verlautele in politischen Kreisen noch folgendes:

In den heutigen Verhandlungen der beiden Ministerpräsidenten über den Ausgleich hat sich ein neuer Zwischenfall ergeben. Heute verhandelten die beiden Ministerpräsidenten den ganzen Nachmittag allein ohne Zuziehung anderer Fachminister oder sonstiger Regierungsbeamten. Wie nach der Konferenz der Ministerpräsidenten verlautele, soll seitens des ungarischen Ministerpräsidenten eine Forderung gestellt worden sein, welche vom österreichischen Ministerpräsidenten als unannehmbar bezeichnet wurde. Die ungarische Forderung, welche offenbar die Kompensation für die von Oesterreich verlangte Erhöhung der Quote bilden soll, ist ein Zurückgreifen auf einen früheren Vorschlag, den die ungarische Regierung im Verlaufe der Verhandlungen bereits einmal gestellt hat, der aber von österreichischer Seite sofort abgelehnt worden war. Heute wurde diese Forderung Ungarns neuerlich erhoben, und da sie vom österreichischen Ministerpräsidenten abermals als unannehmbar bezeichnet wurde, schlossen die heutigen Verhandlungen mit dem Eindruck, daß hiedurch der Abschluß des Ausgleiches in den nächsten Tagen vielleicht noch verzögert werden könnte.

Morgen werden die Konferenzen, an denen nebst den Ministerpräsidenten die übrigen Ressortminister teilnehmen, wieder eröffnet, und es ist wahrscheinlich, daß der neue ungarische Vorschlag morgen formell gestellt werden wird. Man glaubt in politischen Kreisen, daß der ganze Zwischenfall nur den Zweck hat, im letzten Augenblick noch durch einen gewissen Hochdruck neue Konzessionen von Oesterreich zu erhalten. Persönlich standen die Teilnehmer der Verhandlungen während der letzten Tage unter dem Eindruck, daß Ungarn den Ausgleich dringend braucht und daß die ungarische Regierung ihn deshalb ebenso ernstlich wie die österreichische Regierung will. Aus diesem im Laufe der bisherigen Verhandlungen gewonnenen Eindruck wäre zu folgern, daß der Ausgleich an einer im letzten Augenblicke geschaffenen Schwierigkeit nicht scheitern wird. Es wird allerdings darauf ankommen, daß die ungarische Regierung an ihrer heutigen Forderung nicht festhält, da dieselbe von Oesterreich nicht akzeptiert werden kann.

Die neue Schwierigkeit in den Ausgleichsverhandlungen.

Die beiden Ministerpräsidenten konferierten heute ungefähr fünf Stunden. Nach dieser Besprechung verlautele, daß der Abschluß des Ausgleiches nicht unmittelbar bevorstehe und daß noch eine Schwierigkeit, welche gerade in der heutigen Konferenz hervorgetreten ist, zu beseitigen sei. Ministerpräsident Dr. Weyerle soll in der Konferenz wieder mit einer Forderung hervorgetreten sein, die man bereits für beseitigt hielt und die von österreichischer Seite mit voller Entschiedenheit abgelehnt wird. Die Konferenz der beiden Ministerpräsidenten verlief aus diesem Grunde resultatlos, wird aber morgen fortgesetzt werden. Auch eine allgemeine Ministerkonferenz ist für morgen wieder angesetzt, aber die Entscheidung wird nicht in dieser Konferenz fallen, sondern nur in den Besprechungen der beiden Ministerpräsidenten selbst, da es sich um die Bilanzfrage des Ausgleiches handelt. Obgleich

über die Forderung, die der ungarische Ministerpräsident heute erhoben hat, Stillschweigen beobachtet wird, liegt dennoch die Vermutung nahe, daß es sich um eine Kompensationsforderung für die Quotenerhöhung handelt. Auf ungarischer Seite herrscht nämlich die Auffassung vor, daß man für das Zugeständnis einer Quotenerhöhung wieder berechtigt sei, eine Gegenforderung zu stellen, während auf österreichischer Seite die Quotenerhöhung als eine Teilkompensation für jene Vorteile angesehen wird, welche Ungarn aus dem Ausgleich erwachsen.

Obgleich durch den Verlauf der heutigen Konferenz der beiden Ministerpräsidenten eine Verzögerung im Abschluß des Ausgleiches eingetreten ist und die Möglichkeit ins Auge gefaßt wird, daß die österreichischen Minister zur Fortsetzung der Verhandlungen sich abermals nach Budapest begeben werden, wird die Sachlage dennoch keineswegs pessimistisch aufgefaßt, und nach wie vor hält man sowohl hier als in ungarischen Kreisen an der Erwartung fest, daß die Ausgleichsverhandlungen in einem möglichst nahen Zeitpunkt abgeschlossen werden.

Das ungarische offizielle Communiqué.

„Magyar Tudósító“ meldet: Heute nachmittags von 3 bis 4 Uhr fand im ungarischen Ministerium eine Beratung über die auf den Ausgleich bezüglichen Fragen statt, an welcher Ministerpräsident Dr. Alexander Weyerle, Handelsminister Franz Kossuth, Kultus- und Unterrichtsminister Graf Albert Apponyi, Ackerbauminister Ignaz Daranyi und der Minister am königlichen Hoflager Graf Adar Zichy, ferner die Staatssekretäre Popovics und Szterenyi teilnahmen.

Nach dieser Konferenz erschien Ministerpräsident Dr. Weyerle, der heute schon mittags zwischen 12 und 2 Uhr eine Beratung mit dem österreichischen Ministerpräsidenten Baron Bed hatte, abermals im Ministerpräsidentenrat, wo er mit Freiherrn v. Bed bis halb 8 Uhr verhandelte. In beiden Beratungen kamen die noch in Schwebel befindlichen Fragen des Ausgleiches und die bezüglich dieser Fragen angeregten Alternativen vor sich zur Sprache. Um halb 8 Uhr begab sich Ministerpräsident Dr. Weyerle in das ungarische Ministerium zurück, wo er sich mit seinen Ministerkollegen zu einer neuen Beratung zurückzog.

Heute nachmittags wurden ferner im Eisenbahministerium Verhandlungen in Angelegenheit der Kaschau-Dorberger Bahn geführt. Von ungarischer Seite nahmen an diesen Beratungen teil: Staatsbahndirektor Csatory, Staatsbahnoberinspektor Hajnal, die Eisenbahn- und Schiffsahrtsinspektoren Marso und Uray.

Morgen vormittags um 10 Uhr werden die ungarischen und die österreichischen Minister die Ausgleichsverhandlungen in einer gemeinsamen Konferenz fortsetzen. Außerdem werden im Laufe des morgigen Tages noch besondere Verhandlungen stattfinden: im Ministerium des Äußern über die staatsrechtlichen Fragen, im Handelsministerium über die Schiffsahrtsangelegenheiten und im österreichischen Eisenbahministerium über Tarifangelegenheiten.

Ungarische Mitteilungen über den Stand des Ausgleiches.

(Telegramm der „Neuen Freien Presse“)

Budapest, 16. September.

„Magyar Hirlap“ führt in seiner heutigen Nummer aus: Der Ausgleich steht vor der Entscheidung. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß die ungarische Regierung mit einem fertigen Ergebnis nach Budapest zurückkehren wird. Die Fragen sind im Laufe der Verhand-

Als sie landeten, gab er ihr die Hand und half ihr auf den Steg. Schüchtern, scheu und wie in Erwartung, als wären sie zum erstenmal beisammen. Der leise Wind der Nacht, vom Wasser aufsteigend, schlug an die Balken der Hütte, die Tür knarrte, Schurl, erschreckt und im Finstern furchsam, fuhr kläffend los. Sie, wie aus dem Traum gerissen, stieß ihn heftig. Heinrich hielt sie zurück und sagte: „Lass ihn doch, es ist ja gut!“ Da mußte sie lachen. In ihn eingehängt, an ihn angeschmiegt, groß aussehend, um gleichen Schritt zu halten, wie ein verliebtes kleines Mädl, sagte sie, während sie unter den rauschelnden Pappeln gingen: „O du entsetzlicher Mensch! Siehst du wieder alles gut. Aber wie lange? Morgen fängst du wieder an. Ich weiß es doch. Hättest du mich gelassen! Ich war fest entschlossen. Und er wäre jetzt ertränkt, ich würde ein bißchen weinen, dann aber sehr stolz sein. So stolz, daß ich auch das für dich kann, sogar das noch! Hättest du mich gelassen!“

Er sagte nur: „Hör die Pappeln über uns!“ Sie lachte. Dann sagte sie: „Wie mit silbernen Stimmen wispern sie!“

Sie standen horchend. Plötzlich stürzten sie gierig auf sich los, und er nahm sie. Als sie dann ins Haus gingen, sagte sie: „Und immer ist es wieder, als wär's zum erstenmal!“

Aber dann saßen sie noch die halbe Nacht auf und redeten, um sich alles zu sagen. Es war ihnen wie nach einer ungeheuren Trennung. Oder sie sprachen auch zu sich selbst, als hätte jetzt erst jedes sich entdeckt. Sie waren voll Neugier, voll Scham; jedes kam sich des anderen unwert vor. Und dann erinnerten sie sich. Alles stand wieder vor ihnen auf. Alle Sehnsucht, Entfernungen und Versöhnungen, Wahn und Leid, und das Besinken.

Er schämte sich so, daß er ihr gesagt hatte: „Ich will kein Opfer. Alles hätte sie ihm doch dargebracht. Er hatte sie von den Ätern gerissen, ihr Vater war im Jörn gestorben. Man verleugnete sie, die mit einem verheirateten Manne lebte. Alles hatte sie ihm dargebracht. Sie hatte nichts mehr als ihn.“

„Und den Schurl,“ sagte sie mit lustigen Augen. Er fing jetzt an, ihr seine Wut über das Tier zu erklären. „Ich habe das selbst lange nicht verstehen können. Ich ärgerte mich, ich wollte mich beherrschen; es war aber so stark, daß nichts half. Es muß doch sehr tief sein, aus meiner Liebe. Eyerjucht, wie du glaubst? Ich dachte selbst manchmal, anfangs.“

Sie widersprach. „Ich glaube das doch gar nicht, ich sage das nur so — Gott, du magst ihn nicht, weil er häßlich ist. Dich aber drängt es, überall nur Schönheit um dich zu haben. Glaubst du denn, ich verstehe das nicht? Nur tut mir das Tier leid, das so häßlich ist, das es ja kein anderer Mensch mehr zu sich nehmen würde. Darum habe ich es gern, weil ich weiß, daß es sonst niemanden hat als mich, weil es mich braucht, weil ich ihm alles sein kann. Dieses Gefühl ist noch stärker, seit ich dich kenne. Denn gerade das hat mich anfangs bei dir oft so furchtbar gequält: Was kann man dir denn sein, wen brauchst du denn, du, der sich alles aus seiner eigenen Kraft schafft, der du Menschen nimmst und formst und prägst, bis sie deine Münze sind? Daran bin ich oft so traurig gewesen! Da habe ich mich dann zum Schurl geflüchtet. Gerade weil er so häßlich und so jämmerlich, so verloren und verstossen, so was Clendes ist, das nirgend's einen Winkel hat. Es ist die andere Liebe. Die zu dir ist: von einem Starken angezogen und mitgerissen sein, aus allem weg, über alles hin, von ihm ganz ausgeraubt, geplündert, entleert, dann aber dafür mit ihm gefüllt bis an den Rand... ich kann nicht sagen, aber du weißt es ja, du tuft es doch an mir! Während die Liebe zum Schurl ist: selbst ein solcher Starkter, der formt und füllt, einem verlassenem Weiben zu sein! Aber diese will ich jetzt nicht mehr. Denn, Heinrich, die zu dir ist schöner. Sie tut nur so weh.“

„Warum sollst du sie nicht beide haben?“ fragte er. „Den ganzen Kreis der Gefühle, rundherum?“

„Weil du nicht willst,“ sagte sie. „Ich aber muß tun, muß lassen, was du willst. Ich muß. Gegen deine Worte kann ich mich wehren. Wenn du mir etwas sagst, kann ich widersprechen. Das geht. Was du aber bei dir denkst, ist über mich so stark, daß es in mir geschieht. Du wirft mir

jetzt beweisen, daß ich den Hund behalten soll, und glaubst selbst, daß dies deine Meinung sei. Aber tiefer in dir, als du weißt, willst du, daß auch noch dieses Opfer geschehen soll, auch das letzte noch. Denn, während wir Dummheiten zu machen glauben, über die wir uns dann auslachen, sitzt darin unser ganzes Wesen fest, das Geheimnis, das wir nicht begreifen können und das wir doch erfüllen müssen. Wir möchten freilich mit dem Verstande gescheiter sein, als wir sind, aber es geht selten gut aus. Es kommt mir, wenn ich nachdenke, albern und schlecht vor, einer Leune von dir zuliebe dieses arme Tier zu verlassen. Und doch muß ich es als eine Verschuldung an dir empfinden, wenn ich dir widerstehe. Gerade jetzt wieder, wo du dich zwingst mir nachgeben zu wollen, spüre ich das unheimlich stark. Hättest du mich gelassen!“

Er trat neben sie. „Kind, quäle dich doch nicht! Jetzt ist es nicht mehr nötig. Denn du hast es ja schon getan.“

Sie blickte fragend auf. Er sah sie zärtlich an. „Indem du bereit warst. Verstehst du das nicht? Darauf allein kommt es doch an. Es braucht jetzt nicht mehr zu geschehen, denn du warst dazu bereit; so ist es getan.“

„Es war dir nur darum, meinen Willen zu beugen?“ „Nein,“ sagte er fast heftig. „Du tuft mir Unrecht. Das ist ja so merkwürdig, daß du mich, aus dir heraus viel größer und stärker siehst als ich bin, aber dann mir wieder alles läppische zutraust und einen dummen Buben aus mir machst.“

Ganz leise sagte sie: „Vielleicht, weil gerade das so schön für mich ist, an dir allein, einem einzigen Menschen, alles Menschliche zu spüren, vom dammen Buben bis zum gerechten Mann.“

Er dachte nach. „Mag sein. Ich habe das wirklich manchmal, daß es mich reizt, alle Reize und alles, was ich errungen habe, alles, was ich jetzt bin, plötzlich wieder zu verleugnen. Und ich wehre mich nicht, wenn das kommt. Ich will mich nie gegen mich wehren. Ich will mich nicht verstellen. Ich bin zu stolz. Es soll nur heraus, wenn es in mir ist. Diese große Rechtschaffenheit, mich mit allem herzugeben, was immer eben in mir ist, wie stark und wild oder dumm und klein es sei, wird wohl das Beste sein.“

lungen so weit gediehen, daß ein weiteres Hinausschieben der Entscheidung nicht am Platze ist. Die österreichische Regierung nimmt entweder den Standpunkt der ungarischen Regierung, welcher ihr bereits zur Genüge bekannt ist, an oder sie lehnt ihn ab. Die Verhandlungen sind wirklich schon an einem Punkte angelangt, wo man eine Vereinbarung oder die Ergebnislosigkeit mit einem Worte ausdrücken kann. Die in den letzten Wochen geführten Verhandlungen haben zur Möglichkeit eines Abschlusses des Ausgleiches geführt; die Gegensätze wurden auch in solchen Fragen beseitigt, in welchen dies bisher unmöglich erschien. Die meritorischen Gegensätze sind derart geschwunden, daß nunmehr nur bezüglich einiger, allerdings einschneidender Wichtigkeit bestehender Fragen eine Vereinbarung zu treffen ist. Wir geben anlässlich der entscheidenden Verhandlungen der ungarischen Regierung den Rat, die Bilanz des Ausgleiches nicht fälschen zu lassen und den Abschluß der Verhandlungen zu beschleunigen.

Wie dem *Neuen Wiener Journal* berichtet wird, steht in den Ausgleichsverhandlungen allem Anschein nach eine entscheidende Wendung bevor. Die Verhandlungen befinden sich in dem Stadium, in welchem eine Entscheidung darüber getroffen werden muß, ob ein Ausgleich zu Stande kommen kann oder nicht. Davon daß der Abschluß eines Ausgleiches unmittelbar bevorstünde, kann kaum die Rede sein, da es bisher nicht gelungen ist, in einer der wichtigsten Fragen eine Lösung herbeizuführen. Auf beiden Seiten ist man jedoch aufrechtig bestrebt, ein Scheitern der Verhandlungen zu vermeiden. Da die ungarische Regierung sich in Unterhandlungen über die Erhöhung der Quote bereits eingelassen hat, so kann man vielleicht hoffen, daß man auch zu einem Abkommen gelangen wird. Sollte es nicht gelingen, die Klippen zu umschiffen, so wird eben noch eine neue Ausgleichsvereinbarung notwendig werden.

Die Enzyklika über den Modernismus.

Der Inhalt der Enzyklika.

(Telegramm des Neuen Wiener Journal)

Rom, 16. September. Nach Aufzählung aller Irrtümer des Modernismus schließt die Enzyklika ihren ersten Teil mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit, alle Irrtümer des Modernismus, die bisher zerstreut waren, zu sammeln, um so besser die Ursachen und Zusammenhänge der Irrtümer erkennen zu können. Der historisch-eklesiastische Teil der Enzyklika wendet sich gegen die Ansicht der Modernisten, als ob die religiöse Evolution ohne göttlichen Einfluß, das heißt ohne Wunder, möglich sei. Interessant ist der Passus, welcher die Neigung zur Reformierung der Beziehungen zwischen der kirchlichen Autorität und den Gläubigen, sowie das Bestreben, dem Gehorsam gegen die Autorität Grenzen zu setzen und den Klerus innerhalb gewisser Grenzen vom Episkopat unabhängig zu machen, verurteilt. Der Modernismus sei die Synthese aller Häresen und müsse notwendig zum Atheismus führen.

Giornale d'Italia, welches kirchlich gesinnt ist und zahlreiche hervorragende Priester zu seinen Mitarbeitern zählt, meint, daß Pius X. mit dieser beispiellos unklugen, engherzigen Enzyklika den wahrheitsfindenden Modernisten den Rückzug abschneide. Wahrscheinlich werde auch die Enzyklika die katholische Welt zurücklassen in ihrer grauen Uniformität, die sich wie ein Leichentuch über alle Manifestationen ihres Lebens breite.

Die Aufnahme in Frankreich.

(Telegramm des Neuen Wiener Journal)

Paris, 16. September. Die neue Enzyklika, welche Pius X. gegen die modernistische Richtung in der

katholischen Theologie erläßt, erregt in Frankreich großes Aufsehen, da sie eingeständenermaßen die Verwerfung der Lehren des Abbe Loisy und die Verdammlung der dogmatischen Studien Veroy's bedeutet. Leo XIII., welchem Abbe Loisy von den Jesuiten bereits als Häretiker denunziert wurde, hat niemals eine Entscheidung in diesem Streit getroffen, da er vorsichtigerweise die große Anzahl modern denkender Theologen, welche Loisy's Ansichten billigen, nicht für häretisch erklären wollte. Papst Pius hat sich von diesem Bedenken frei gemacht.

Der Eindruck im Vatikan.

Man ist, wie der Korrespondent des *Temps* aus Rom mitteilt, in den Kreisen des Vatikans überzeugt, daß die Enzyklika großen Eindruck auf die Kleriker hervorbringen und viele zögernde Geister erschrecken wird. Der Korrespondent zitiert Aussprüche einer hohen Persönlichkeit des Vatikans, welche den Erlaß der Enzyklika als durch den verworrenen Zustand der modernistischen Theologie unumgänglich notwendig geworden bezeichnen. „Ein griechischer Schismatiker“, so äußerte sich der vatikanische Gewährsmann des *Temps*, „ein Anglikaner, ein Orthodoxer, ein Protestant sind katholischer als gewisse Modernisten vom Schlage eines Loisy, Veroy oder Thyrel.“

Unter dem italienischen Klerus erregen auch die Bestimmungen der Enzyklika gegen die Mitarbeit an modernen theologischen Zeitschriften und an der sogenannten modernistischen Presse großes Mißbehagen.

Die katholischen Blätter über die Enzyklika.

Rom, 16. September. In Besprechung der Enzyklika heben die katholischen Blätter hervor, daß die Enzyklika eine Formel für den Modernismus gebe, der die hundertjährige katholische Dogmatik und Disziplin, Ideen, die nur im Augenblicke herrschen, und die philosophische und theologische objektive Wahrheit dem individuellen Empfinden unterordnen wolle.

Der Modernismus stehe daher in vollkommenem Widerspruch mit dem Geiste, dem Dogma und der Disziplin der Kirche.

Indem sie diesen Modernismus verdammt, scheidet ihn die Enzyklika geradezu von den heilsamen und oppositionellen modernen Studien und empfiehlt daher das Studium der positiven Theologie.

Pius X. vervollständigt und führt durch das Restaurierungswerk *Reos XIII.*; die Enzyklika enthalte das Programm seiner Doktrin und Disziplin, das fernerhin die Grundlage der Tätigkeit der kirchlichen Oberen bilden wird.

Der Aufruhr in Marokko.

Bevorstehende Unterwerfung der Stämme um Casablanca.

Paris, 16. September. Die Agence Havas meldet aus Tanger vom heutigen: Die Unterhändler des Schauja-Stammes nahmen alle von General Drude gestellten Bedingungen an und gaben ihre Absicht kund, zu den Stämmen zurückzukehren und am Donnerstag mit den Kais und den Vertretern jedes einzelnen Stammes wieder in Casablanca einzutreffen; an diesem Tage werde die allgemeine Unterwerfung erfolgen.

Marokkanische Unterhändler im französischen Konsulat zu Casablanca.

Paris, 16. September. General Drude hat heute vormittags telegraphisch die Ankunft Regnault's in Casablanca, die gestern erfolgt

ist, gemeldet. Drude teilt ferner mit, daß Abgesandte zweier Stämme im französischen Konsulat erschienen seien, um von Drude, Wäber und dem Konsul angehört zu werden.

Die Reise Abdul Afis' nach Rabat.

Paris, 16. September. Mitteilungen aus Fez zufolge verblieben nach der am 12. d. erfolgten Abreise des Sultans Abdul Afis vier Regimenter in und um Fez.

Der zum zeitweiligen Regenten eingesezte jüngste Bruder des Sultans, Sidi Mohammed el Mehdi, erhielt den Gouverneur von El Msar, El Merani, als Ratgeber. Ein älterer Bruder des Sultans ist mit diesem unterwegs nach Rabat.

Ein Schreiben des Sultans Abdul Afis.

Tanger, 15. September. (Meldung der Agence Havas.) Der Kreuzer *Galile* ist aus Safi hier eingetroffen. An Bord desselben befand sich der ehemalige Pascha von Tanger, Belghazi, der zum Pascha von Marrakesch ernannt worden war, jedoch wegen der Feindseligkeit der Stämme nicht dahin gelangen konnte und nun wieder nach Tanger zurückkehrt, um seinen früheren Posten einzunehmen.

In der Moschee wurde ein Schreiben des Sultans Abdul Afis verlesen, das mit 21 Kanonenschüssen begrüßt wurde.

Paris infolge eines Mißverständnisses.

(Telegramm des Neuen Wiener Journal)

Paris, 16. September. Der Spezialkorrespondent des *Temps* in Casablanca telegraphierte am 15. d.: Hier ist das Gerücht verbreitet, daß Freitag der Kreuzer *Conde* den Ankerplatz von Mazagan verließ, um Schießübungen vorzunehmen. Die Bevölkerung der Stadt glaubte an ein Bombardement des Küstenstriches, und im Verlauf einiger Stunden kamen zahlreiche Reiter von den benachbarten Stämmen. Die Menge ließ sich nur mit Mühe beruhigen, und die Reiter kehrten erst ins Innere zurück, als das Schiff seinen Ankerplatz aus der Höhe wieder einnahm. Diese Nachricht zeigt, bemerkt der *Temps*-Korrespondent, wie groß die Unsicherheit ist, und beweist, daß das Leben der Europäer immer auf Gnade und Ungnade von einem Mißverständnis derselben Art abhängt wie jenes war, welches das Landungsdetachment des Schiffsjährichs *Wallande* dazu veranlaßte, von seinen Waffen Gebrauch zu machen, und die bestimmende Ursache des Bombardements von Casablanca wurde.

In Casablanca herrscht seit drei Tagen Ruhe. Zahlreiche Ueberläufer kommen in das französische Lager.

Clemenceau über die Marokko-Politik Frankreichs.

Paris, 16. September. In einem Interview mit dem Vertreter des *Oil Blas* erklärte Ministerpräsident Clemenceau: Wir wollen in Marokko keinen Vorstoß machen, um uns dann wieder zurückzuziehen. Wir werden die Polizei organisieren. Außer in dem Falle, daß sich Umstände ergeben, welche Dringlichkeitsmaßnahmen erfordern, wird sich unsere Aufmerksamkeit zunächst auf Casablanca konzentrieren. Die Operationen der algerischen Grenzpolizei werden wir nicht ausdehnen. Mit der europäischen Diplomatie wurde ein Meinungsautausch mit voller Aufrichtigkeit und ohne jedes Feilschen gepflogen. Aus demselben konnte sich keinerlei Reibung ergeben. Wir müssen die Möglichkeit von Ueberraschungen derart beschränken, daß unsere Absichten

„Ja,“ sagte sie. „Aber mit dem Hunde, nein... das ist anders. Ich verstehe das jetzt ja so gut. Kind, das war keine bloße Laune. Das war doch wohl mehr. Das war, glaub' ich, immer nur der Wunsch, mir dein Bild zu vollenden.“

„Dein Bild, deine Figur, deine Linie. Der Mensch ist nichts anderes. — Du warst mir immer nur die, die jedes Opfer bringt. Ich sah dich vorgeneigt, mit bebenden Händen, aus dir geben und geben und geben. Das ist so wunderschön. Die nichts für sich behalten, die sich nie bewahren will, die nichts versagen kann, die immer nur beschenken und beglücken will, die alles gewähren muß. Dein ganzes Leben gabst du mir lächelnd her. Und nur den häßlichen kleinen Hund nicht. Als ich dich aber im Rahm stehen und das winselnde Tier noch einmal drücken sah, auch zum letzten Opfer bereit, erst da war mir dein liebes Bild vollendet.“

Später sagte sie noch, plötzlich wieder aufgeschreckt: „Aber das kann ich nicht vergessen, das quält mich so, daß du sagtest —.“ Sie verstummte schen.

„Was?“ fragte er.

„Das von der Hundswut, die er kriegen wird.“ Und sie deckte sich die Augen mit den Händen zu. „Wie konntest du das sagen?“

Er lachte. „Gott, du weißt doch, was ich manchmal alles sage! Um mich zu rächen, um dich zu reizen... oder auch aus einer inneren Vermegenheit, der alle Gefahren des Lebens noch immer nicht genügen. Es fiel mir halt so sinnlos ein.“

Da sprach es aus ihr heraus: „Sinnlos wie das Schicksal.“

Er erschraf. Bekommen fragte er: „Wie kannst du das sagen?“ Und sie sahen weg; sie konnten es nicht mehr ertragen, sich anzusehen, aus Furcht vor ihren Gedanken. Er hätte sie gern noch gefragt, wie das denn eigentlich gemeint war: Sinnlos wie das Schicksal! Doch wagte er es nicht. Und so wurden sie jetzt plötzlich sehr lustig, mit Wildheit lustig, wie Kinder, die sich vor dem Gewitter fürchten, und sprangen und lachten. Bevor er einschloß, sagte er noch: „Zufall ist alles.“

Seitdem zog er den Hund an sich und verdrohte ihn, um vor sich nicht feig zu sein. Immer aber fühlte er den stillen Haß des Tieres auf sich liegen.

III.

Dieser Sommer war schwer und schwül, von unruhigen Nächten, und wie mit bösen Erwartungen geladen. Die Tage standen atemlos. Abends, wenn die Sonne in den See fiel, drängten sich die Menschen zusammen und zeigten sie sich von drohenden Wymungen erregt; denn in solches Blut getaucht hatten sie sie noch nie gesehen; der ganze See schien rot davon.

Au den Nachmittagen wachte sich Heinrich oft nicht mehr zu helfen. Es war dann, wie wenn eine Uhr plötzlich zu ticken aufhöre. Und er bekam eine lächerliche Angst, die Zeit hätte vergessen, weiter zu gehen.

Er konnte nicht schlafen und war nicht wach. Und er wachte dann nie, ob er etwas gedacht oder ob er es geträumt hatte. Er hatte keine Gedanken, sondern es gingen nur einzelne Worte, wie Fegen, in ihm herum: Lypus, Gift, Sumpf, Schilf, Kröten, Ottern, Scharlach. Er dachte das nicht, sondern sah es: In ihm waren diese Worte gleichsam innerlich aufgeschrieben; und wenn er, Schlaf suchend, lag, saßen sie hodend auf seinen Augen.

In solchen endlosen Stunden war ihr einziges Vergnügen, dem Schurl träumen zuzusehen. Er lag halb auf dem Rücken, den dicken Kopf zurück, mit den eingebogenen Beinen in der Luft, schwer atmend, stöhnend, zudend. Dann ging die Schnauze plötzlich weit auf und er fleischte die Zähne. Jetzt träumt er von mir,“ sagte Heinrich. Und es war ihm ein besonderer Spaß, dann ganz weit weg zu gehen und aus der Ferne mit dem Finger einen kleinen Kreis zu ziehen, gegen das träumende Tier hin. „Du wirst sehen, er spürt es; mit geschlossenen Augen, durch die Luft, muß er es spüren,“ sagte er. Wirklich warf sich dann das Tier knirschend herum, fuhr kläffend auf, schob gegen Heinrich los, plötzlich aber, wie vor sich selbst erschreckt, bog es ab und kroch winselnd zur Türe, wie um zu flüchten, und verbiß sich ins Holz. Dann, von ihr gerufen, kam es mühsam und als ob es sich mit Gewalt

befrieren würde, zurück, kauerte vor ihr und leckte ihre Hand. Wenn es aber dann wieder an seinen Platz kroch, hielt es sich so, daß es ihn nicht sehen konnte, sondern schielte nur. Und, wieder eingeschlafen, wurde es noch im Traum von seiner Wut geschüttelt.

Einmal machte Heinrich wieder seinen Spaß, aber statt zur Türe fuhr der Hund auf ihn und verbiß sich in sein Bein. Heinrich stieß, sie schlug und zerrte. Winselnd verkroch sich das zornige Tier und stöhnte und gluckte nur noch wie ein vom Weinen erschöpftes Kind.

Er sagte: „Siehst du?“ Und er hätte gern gelacht.

Sie schickte nach der Stadt um den Arzt.

Heinrich erzählte ihr, er habe gelesen, daß Menschen in dieser Krankheit das Wesen von Hunden annehmen. Und er machte ihr das vor. Er machte den Schurl. Er legte sich hin, den Kopf zurück, mit eingebogenen Beinen, und fing zu schnaufen an, zu klaffen an und fuhr los und biß ins Holz und kroch hin und leckte ihre Hand. Sie sollte doch glauben, daß alles nur ein Spaß war. Dazwischen sagte er immer wieder: „Du wirst doch nicht abergläubisch sein? Zufall ist alles. Und das Opfer war ja doch vollendet.“

Der Arzt erkannte, das Tier zu vernichten. Heinrich versproch, noch diesen Abend ins Spital zu kommen.

Er erschoss den Hund. Er fühlte sich davon ganz erfrischt. „Gesättigt bin ich,“ sagte er. „Wir hatten zwischen uns eine alte Rache auszumachen.“

Aber er versicherte, daß es nichts sei. Er habe nur das Gefühl, als ob die Stäbe zerbrochen seien. „Weißt du, wenn in Schönbrunn die Stäbe plötzlich zerbrochen würden, lange noch würden es die Tiere gar nicht merken. Aber dann!“ Und er malte ihr das aus. Und er machte ihr die losbrechenden Panther und Tiger vor.

Wirklich sagte er: „Nein, nein! Oder wäre Gott wirklich der ungeheure Künstler, einer von den Unerbittlichen, die zu Ende stürzen müssen? Dein Opfer bis zu Ende? Oder Zufall? Wäre der Zufall so wichtig?“

Sie konnte es nicht mehr ertragen. Sie ging hinüber. Sie hatte nichts zu tun. Da betete sie. Sie glaubte nicht daran. Aber sie dachte: Vielleicht.

Betend hörte sie den Schuß.